

# Leben auf Frist

Die Geschichte eines Schicksals

von

Hugo Beigel

Tief niedergeschlagen verließ Hanns Hommes das Direktionsgebäude. Damit war also die letzte Hoffnung begraben, umsonst hatte er die Reise hierher unternommen und alles, was er mit heim nahm, war eine armselige Vertröstung.

Oh, sie hatten ihm nicht die Tür vor der Nase zugeschlagen. Direktor Ernest war ja ein Freund seines Vaters gewesen. In freundschaftlicher Besorgtheit hatte sich der alte Herr erkundigt, wie es ihm gehe. Wie konnte es ihm gehen? Der Rest seiner Ersparnisse aus geglückten Unternehmungen war zerronnen. Von Anfang an war es zu wenig gewesen, um damit seine Erfindung praktisch zu erproben, geschweige, sie zu verwirklichen. Dafür hatte er den alten Herrn gewinnen wollen und nun war er einem lächerlich vorsichtigen Geschäftsmanne begegnet, einem Zweifler, der glaubte, ihm eine Gnade zu erweisen, wenn er ihm das Versuchslaboratorium zur Verfügung stellte. Allerdings unter der Bedingung . . .

Ja, allerdings . . . Seine Erfindung sollte dann dem Werke gehören und ihn beteiligte man mit einer lächerlichen Tantieme. Aber er ließ sich nicht übers Ohr hauen. Millionen hingen an seinem Stahlglas, aus dem man Häuser, Städte bauen konnte. „Noch ist ja nicht sicher, ob es wirklich verwertbar ist“, hatte der alte Herr eingewendet. Aber er wollte es ihnen beweisen. Nur Geld, Geld, Geld! Was er besaß, reichte nicht einmal, um die abschließenden Versuche durchzuführen.

Es war Abend und ein eisiger Wind rauschte durch die ängstlich verkrümmten Blätter einer frierenden Baumreihe. Hommes stemmte sich gegen den zunehmenden Sturm. Nicht nachgeben, redete er sich selber zu: durchdringen gegen die Verschwörung der Menschheit, die jedem Aufstrebenden den Weg verstellt! Man muß etwas tun, um zu Geld zu kommen — wenn es nicht anders geht, irgend etwas Teuflisches.

Er schlenderte den Rhein entlang, vorüber an Holzbaracken, Magazinen, aus der Stadt hinaus. Von der fernen Brückensilhouette schienen ihm die beiden roten, jetzt das grüne Licht vertraulich zuzuzwinkern. Geld — Geld — Geld — tönte der Leerlauf seiner angestrengt kreisenden Gedanken.

Er stand still. Den Kragen hatte er hochgestülpt, der Hutrand hing ihm mißmutig ins Gesicht. Unten am Ufer knirschten Schritte. Eine weibliche Gestalt näherte sich scheu dem Abfall der Böschung, ging weiter, blieb gebückt wieder stehen. Halb neugierig, halb voll gleichgültigen Hohnes verfolgte Hanns Hommes die Unentschlossene. Er lachte spöttisch: Selbstmord ohne Mut. Ja, das ist's, was einem bleibt, wenn man sich nicht wehrt mit Zähnen und Klauen. Immer noch zögerte die Arme: das klatschte wohl so unerquicklich laut und brauste so gefährlich vorbei! Jetzt bückte sie sich. Wahrscheinlich legte sie die Tasche weg oder Briefe. Gespannt hielt Hanns den Atem an. Jetzt legte sie den Hut ab — da war es wohl an der Zeit, einzuschreiten. Aber er hemmte den begonnenen Schritt sogleich wieder: hatte er ein Recht, sie zu hindern? Die nicht leben wollen, gehören dem Tode. Ist das nicht die einzige Freiheit, die dem Menschen verbleibt, der innerer Qual und äußerer Not ausgeliefert ist?

Langsam wendete er sich zum Gehen. „Unnütz gelebt“, sagte er — da stockte sein Gang — „und unnütz gestorben“, ergänzte seine Stimme. — Es gibt Versicherungen, die einen Tod mit hohen Summen vergüten . . . Hätte die da nicht für ihn?

In diesem Augenblick übertönte das gleichmäßige Rauschen ein platschendes Aufschlagen. Mit raschen Sprüngen hetzte er zu der Stelle, woher es kam. Kein Mensch war in der Nähe. In dieser Minute war sie verloren. Wenn er sie dennoch holte, dann gehörte ihm das Leben, das sie weggeworfen hatte. Und wenn er sie in einigen Monaten dem Tode, nach dem sie verlangte, zurückgab, geschah dann